

SUSANNE REICHL, *Cultures in the Contact Zone. Ethnic Semiosis in Black British Literature* (= *Studies in English Literary and Cultural History* [ELCH]; Band 7), Trier (Wissenschaftlicher Verlag Trier), 2002, 262 S.

Dass die inter- bzw. transkulturelle Gegenwartsliteratur in Großbritannien nicht nur von Salman Rushdie und Hanif Kureishi repräsentiert wird, hat sich seit einigen Jahren herumgesprochen – Grund genug, das weite und fruchtbare Terrain der so genannten *Black British Literature* genauer in Augenschein zu nehmen, seine dominanten Erscheinungsformen zu identifizieren, theoretisch zu reflektieren und zu kartographieren.

Mit ›*Cultures in the Contact Zone. Ethnic Semiosis in Black British Literature*‹ hat Susanne Reichl einen äußerst verdienstvollen und anregenden Beitrag zu einem solchen *map-making* geleistet, der in der Fülle der untersuchten Primärtexte beeindruckt und in seiner ambitionierten theoretischen Grundkonzeption weitestgehend überzeugt.

Ausgehend von der prekären Frage nach dem Wesen von *English-* bzw. *Britishness* zeichnet Reichl in einem sorgfältig recherchierten Überblickskapitel (Kap. II.1) die „black presence“ in Großbritannien und die damit verbundenen Versuche der Definition nationaler, ethnischer und kultureller Identität(en) nach, die sich nicht nur an der Opposition zwischen ‚Schwarz‘ und ‚Weiß‘ orientieren, sondern auch die Kategorie *Black British* selbst betreffen, welche in Großbritannien oft nicht auf afrikanische Immigranten und deren Nachfahren beschränkt wird, sondern – als identitätsstrategische und -politische Kategorie – alle Personen nichtweißer Hautfarbe bezeichnen kann.

Gefolgt wird dieser historisch-politische Überblick von einem sehr differenziert argumentierenden Grundlagenkapitel über die Geschichte der *Black British Literature*, von ihren Anfängen nach dem Zweiten Weltkrieg bis hin zur „vivid segmentation and diversification of Black British writing into sections such as Black British feminist writing, gay and lesbian writing, ‚yard-style‘ writing [...] and other subgenres, which gave rise to a productive questioning of the stability of the category of Black British writing as such“ (23). Die in diesem Kapitel zu Tage tretende Gründlichkeit und Sachkenntnis Reichls sind beeindruckend, eine kleine bibliographische Richtigstellung sei hier jedoch erlaubt: Wenn die Verfasserin Salman Rushdies Essay ›*Commonwealth Literature Does Not Exist*‹ zitiert, unterschlägt sie jedes Mal das nicht ganz unwichtige Stichwort ‚Literature‘ (25 und 28).

Ihre theoretischen Ausführungen beginnt Reichl mit dem Bekenntnis, sich eines „blatant eclecticism“ (1) schuldig gemacht zu haben, der sich in ihrer Verknüpfung von Theorien und

Methoden aus so disparaten Disziplinen wie der postkolonialen Theorie, der Semiotik, der Rezeptions- und Wirkungsästhetik, der Soziolinguistik sowie der Film- und Übersetzungswissenschaften manifestiert. Wer nun meint, dieses Schuldbekennnis sei bloßer rhetorischer Gestus, um einen beliebig bleibenden Methodenpluralismus zu kaschieren, wird schnell eines Besseren belehrt. Reichl versteht die mangelnde methodologische Homogenität der postkolonialen Literaturtheorie als Chance, um die sich auftuenden Leerstellen mit Modellen und Methoden aus den genannten Fachrichtungen zu besetzen und so zu einem überzeugenden transdisziplinären Analysemodell für die Untersuchung ihres Gegenstandes zu gelangen.

Den von Mary Louise Pratt in die postkoloniale Debatte eingeführten Begriff der ‚contact zone‘ versteht die Autorin als Metapher, die das Feld des *Black British Writing* in mehrfacher Hinsicht zu fassen vermag, reflektiert sie doch die in den Texten repräsentierte multikulturelle und polyethnische Zusammensetzung der zeitgenössischen britischen Gesellschaft auf pointierte Weise. Neben diesem thematischen Aspekt der narrativen Modellierung von ‚contact zones‘ dehnt die Verfasserin den Begriff auf die textuelle und diskursive Strukturierung der untersuchten Romane aus: „[...] while little imagination is needed to see how a Black British text is the product of a persistent meeting of languages and cultures in the contact zone, I suggest that we regard such a product, on a micro-level, as it were, as a contact zone in itself. In its performative function, the text is at the same time constituting and transforming the contact zone by providing new and altering traditional subject positions“ (41f.). Merkwürdig erscheint es in diesem Zusammenhang, dass ein Begriff wie Hybridität zwar kurz erwähnt, einschlägige Arbeiten dazu aber in eine Fußnote (51) verbannt werden. Ein Konzept wie Homi Bhabhas *third space* wird nicht genannt, obwohl es sich bei der Lektüre der theoretischen Ausführungen förmlich aufdrängt. Auch die für Bhabhas Hybriditätskonzept zentrale Kategorie der ‚interstices‘ taucht sehr spät in einer Einzelinterpretation auf (54), allerdings ohne Bezug auf Bhabha. Nun mag die Auseinandersetzung mit den Theorien dieses umstrittenen Autors vielleicht nicht für jede postkoloniale Studie notwendig sein, doch zumindest eine begründete Abgrenzung von ihm wäre an dieser Stelle sicherlich wünschenswert gewesen. Dies gilt umso mehr, als die Fähigkeit zur argumentationsstrategischen Reflexion ansonsten eine der großen Stärken der Verfasserin in dieser Studie ist.

Grundlegend für das von Reichl vorgeschlagene Modell der ‚ethnic semiosis‘ ist die Verbindung von Semiotik und Rezeptions- und Wirkungsästhetik. Die Verfasserin begreift den literarischen Kommunikationsprozess als Form der Zeichenvermittlung, die aufgrund der Instabilität des sprachlichen Zeichens niemals eindeutig, sondern immer schillernd und mehrdeutig ist. Da die Rezeption inter- und transkultureller Texte zusätzlich durch das Phänomen der kulturellen Übersetzung beeinflusst wird, stellt sich die Frage, wie der Rezeptionsprozess im Falle der *Black British Literature* theoretisch fundiert und interpretatorisch illustriert werden kann. Im Rückgriff auf Wolfgang Isters Konzept des impliziten Lesers (nicht des intendierten Lesers, wie es auf Seite 53 zweimal heißt) als Funktion des Textes, die sich als Appellstruktur in diesen einschreibt und wichtige Signale für eine im Leseprozess zu konstruierende Rezeptionsperspektive aussendet, zeigt Reichl, wie ein Text eine mehr oder minder klar umrissene Leserposition vorgeben kann, die eine gewisse kulturelle Kompetenz voraussetzt (52ff.). Sie verweist an gleicher Stelle auf Umberto Ecos Konzept des „model reader“ (53) und Hans Robert Jauf’s Begriff des Erwartungshorizonts, die, bei allen Unterschieden, in analoger Weise die Steuerung des Rezeptionsprozesses durch textuelle Vorgaben theoretisch zu begründen versuchen.

Die Verfasserin beschränkt sich bei ihren Analysen nicht nur auf die Signale des Haupttextes, sondern bezieht auch extratextuelle Faktoren wie Vermarktungs- und Verkaufsstrategien sowie die paratextuelle Gestaltung der Romane in ihre Überlegungen mit ein. So demonstriert sie etwa, wie unterschiedliche Ausgaben ein und desselben Textes die *blackness* von Autoren und Thematik eher hervorheben oder eher neutralisieren, oder wie der sofort ins Auge fallende Name des Rezensenten Salman Rushdie auf dem Einband der Erstausgabe von Zadie Smiths Debüt-

roman ›White Teeth‹ als „postcolonial trademark“ (63) fungiert und damit einen klar definierten Erwartungshorizont vorgibt.

Als Brücke zwischen extra- und paratextueller Konditionierung und der eigentlichen Textrezeption sieht Reichl die Exposition eines Erzähltextes, die im Falle inter- bzw. transkultureller Literatur meistens dazu benutzt wird, den Text thematisch zu situieren und präzeptiv aufgebaute Erwartungen weiterzuentwickeln. Sie benutzt Hanif Kureishis ›The Buddha of Suburbia‹ als anschauliches Beispiel für einen solchen „ethnic orientation shot“ (67), der die Problematik einer hybriden Identität pointiert vorstellt und somit eine vielschichtige ‚contact zone‘ etabliert, die im Laufe des Romans in ihren Möglichkeiten und Beschränkungen sondiert und aufgefächert wird.

Die Bedeutung von Namen als Zeichen ethnischer Identität fungiert in diesem Zusammenhang als weiterer Anhaltspunkt, um die Dynamik einer ‚contact zone‘ zu begreifen: „A motif frequently found in Black British literature is the donning and doffing of names at particular stages in a character’s development, especially frequent in Bildungsromane“ (72). Die Wahl einer Figur, einen bestimmten Namen anzunehmen oder zu verwerfen, kann als Indiz für eine identitätspolitische Strategie gelesen werden, um sich einem kulturellen Horizont zu-, oder sich von ihm abzuwenden. Von Bedeutung ist hierbei auch die Namensgebung durch andere Figuren, welche auf die Festschreibung einer ‚ethnischen, oder einer weißen Identität abzielen kann.

Besondere Bedeutung bei der Konstitution ethnischer Semiose kommt Reichl zufolge den in einem englischsprachigen Text verwendeten nicht-englischen Sprachzeichen und ihrer spezifischen Integration und Assimilation zu, weil die Form der Einbettung dieser ‚fremden‘ Zeichen Rückschlüsse auf die transkulturellen Übersetzungsprozesse des Textes, die Identität seines impliziten Lesers und dessen transkulturelle Kompetenz erlauben: „[...] a translational approach that focusses on where and how translation occurs, can shed light on the question of what is perceived as ‚own‘ and what as ‚other‘, and consequently, on the identity of a model or implied reader. If a word such as *lappa* is left untranslated in a text, the implied readership is expected to be familiar with this Yoruba garment“ (77). Dabei hängt es grundsätzlich von Formen der semantischen Kontextualisierung, der graphischen Markierung und der literarischen Funktionalisierung ab, als wie fremd ein asiatisches oder afrikanisches Sprachzeichen von einem monokulturellen englischen Leser wahrgenommen wird und welche Decodierungshilfen (Paraphrasen, Glossare etc.) der Text ihm anbietet. Laut Reichl erfüllen solche Zeichen oft weniger eine Referenz- sondern vielmehr eine Metafunktion (vgl. 58f.), wenn ihre Präsenz z. B. die Sehnsucht nach dem Heimatland evoziert oder Ausdruck einer ethnischen Gruppenzugehörigkeit ist. Auch ohne Übersetzungshilfen kann der Leser die Metafunktion des fremden Zeichens deuten, ohne dass dadurch der Lesefluss behindert würde. Für Reichls Modell der ‚ethnic semiosis‘ ergeben sich deshalb auch keine signifikanten Unterschiede bei Lesern mit mono- oder multikulturellem Hintergrund „in their capacity to construct meaning from a novel. It is crucial for the following analysis of cultural translation that the focus is not on what a particular lexical item means in English – although in some places it might introduce an interesting additional aspect – but on the various ways and methods of rendering the foreign language item in the context of the English text and on the fictional and communicative function that might be ascribed to these instances of cultural translation“ (85).

Während Reichl im ersten Teil ihrer Studie paratextuelle und linguistische Steuerungsmechanismen für ethnische Semiose exemplarisch an isolierten Beispielen aus einer Fülle von Einzeltexten (ca. sechszig Romane) analysiert, ist der zweite Teil der Detailanalyse von acht ausgewählten Romanen aus den Jahren 1956–1999 gewidmet. Diese werden jedoch nicht in der chronologischen Abfolge ihres Entstehungs- oder Publikationsdatums behandelt, sondern sind systematisch geordnet und folgen dabei fast einer umgekehrten Chronologie.

Den Anfang macht die Besprechung von Hanif Kureishis Kurzroman ›Intimacy‹ (1998), der im Gegensatz zu früheren Arbeiten des Autors herzlich wenig Potential für eine ‚ethnische‘ Analyse

bereithält, wie Reichl freimütig zugibt. Doch geht es ihr hier nicht darum, das Offensichtliche zu betonen, sondern auf der Grundlage von Kureishis Reputation und dem damit konstituierten ‚ethnischen‘ Erwartungshorizont an diesen Text die spärlichen Signale freizulegen, welche auf das Konfliktpotential der hybriden Identität des Protagonisten Jay hinweisen. „Excavating Ethnicity“ (114) lautet der Titel dieser Einzelanalyse, die nicht für sich in Anspruch nimmt, den ethnischen Aspekt zur dominanten Ebene dieser Erzählung zu erklären, sondern ihm eine alternative Lesart abzugewinnen, welche auf der Grundlage minimaler Indizien den Prozess der ethnischen Semiose illustrieren und damit als eine Art Nagelprobe für die Validität von Reichls Modell dienen soll.

Offensichtlicher werden ethnische Problem- und Kontaktzonen in Diran Adebayos Debütroman ›Some Kind of Black‹ (1996), in dem *blackness* als vielschichtige und widersprüchliche Kategorie zwischen „essentialism“ und „positionality“ (123) verhandelt wird. Die multiperspektivische Anlage des Textes eröffnet hierbei einen Einblick in „the multivocality of black London and supports the underlying theme of diversity“ (133).

Die problematische Frage nach der Verortung ethnischer Identität steht auch im Zentrum von Meera Syals zweitem Roman ›Life Isn't All Ha Ha Hee Hee‹ (1999), wobei die Sinn- und Identitätssuche dreier Freundinnen aus indischen Familien in London erzählerisch völlig anders gestaltet ist als bei Adebayo: „[...] whereas most novels start out with an essentialist notion of ethnicity and go on to deconstruct this notion, this novel takes the anti-essentialist view as its starting point and develops it further into the direction of essentialist beliefs, pointing to a crucial core identity that characters find worth pursuing“ (143).

Wie im Falle dieser beiden Romane versteht es die Verfasserin geschickt, Gemeinsamkeiten und Unterschiede der von ihr analysierten Texte zu veranschaulichen und deren ethnische Semiosestrategien herauszuarbeiten. Dieses Konzept der ‚Pärchenbildung‘ greift auch beim Vergleich von Ravinder Randhawas ›Hari-Jan‹ (1992) und Meera Syals ›Anita and Me‹ (1996), die beide umfangreiche Informationen aus der indischen Kultur integrieren, dies allerdings auf unterschiedliche Arten bewerkstelligen: In ›Anita and Me‹ werden Erklärungen und Informationen über kulturelle Spezifika in den Haupttext eingebaut, um den Lernprozess der jungen, in England aufgewachsenen Meena über die Kultur ihrer Vorfahren nachzuzeichnen, aber auch, um auf der Rezeptionsebene den Lernprozess der monokulturellen europäischen Leser über die fremde Kultur vorzustrukturieren. Reichl sieht in dieser Technik eine Schwäche des Textes, die ihm einen semidokumentarischen Charakter verleiht, „which almost transgresses the genre borders of fiction“ (167). Im Gegensatz dazu werden Erklärungen zu kulturspezifischen Phänomenen wie Kleidung und Essen in *Hari-Jan* größtenteils ausgelagert und in ein Glossar am Ende des Textes verbannt. Laut Reichl bedingt dieses Glossar eine „visual uniformity“ (158) des Haupttextes, der zwar durchsetzt ist mit einer Vielzahl von fremden Sprachzeichen, diese aber nicht durch Kursivierung oder andere graphischen Hervorhebungen von den englischen Sprachzeichen absetzen muss, um auf ihren Sonderstatus zu verweisen. Ebenso vermeidet der Text damit einen didaktischen Overkill und etabliert die fremden Zeichen als Metazeichen, deren Referenzfunktion zweitrangig wird. Dadurch wird der Lesefluss in Bewegung gehalten: „[...] the fiction is not interrupted by an insertion of facts and still remains accessible“ (158).

Die Analysen von Buchi Emechetas ›Second-Class Citizen‹ (1973) und Timothy Mos ›Sour Sweet‹ (1982) zielen darauf ab, die Strategien der Assimilation an westliche Lesegewohnheiten in den beiden Texten offen zu legen, die im Falle von ›Sour Sweet‹ ihr Äquivalent auf der Handlungsebene finden. Das *lupsupping* als Form der kulinarischen Assimilation von chinesischem Essen an europäische Essgewohnheiten kann als metafiktionaler Kommentar zur transkulturellen Übersetzungsstrategie des Romans verstanden werden: „What the Chens do to their food, i. e. appropriate it to cater for English palates, the text does to the language of its characters: reconstruct a Chinese-ness that monocultural readers could make sense of, one that would suit the palates of a Western readership“ (196).

Sam Selvon's Debütroman ›The Lonely Londoners‹ (1956) bildet den Abschluss eines Reigens von sensiblen und erhellenden Einzelinterpretationen und verhält sich antithetisch zu Kureishis ›Intimacy‹, weil in diesem frühen Werk des aus Trinidad stammenden Autors die ethnischen Markierungen besonders stark ausgeprägt sind: Selvon verleiht nicht nur seinen Figuren, sondern auch der fiktiven Erzählinstanz eine ‚schwarze‘ Stimme, die sich nicht in *Standard English*, sondern in karibischem Englisch artikuliert, eine Technik, die im Bereich der *Black British Literature* nur von Selvon verwendet wird und die kulturelle Fremdheit seiner Romane und Erzählungen besonders deutlich betont.

Resümierend sei gesagt, dass Susanne Reichls Studie Kulturwissenschaft im besten Sinne betreibt. Sie ist methodisch reflektiert, gründlich recherchiert und versteht es, ihr anspruchsvolles theoretisches Modell der ethnischen Semiose auf anschauliche Weise zu vermitteln und in spannend zu lesenden Einzelinterpretationen anzuwenden. ›Cultures in the Contact Zone‹ bietet darüber hinaus einen gelungenen Überblick über die transkulturelle englische Erzählliteratur und dürfte als Einführung in die Thematik binnen kurzer Zeit zu einem Standardwerk avancieren.

Lars Heiler (Mannheim)